

Zerbrochene Erinnerung

Nach einem Autounfall kann sich Richard Minnich an nichts mehr erinnern – auch nicht an seine Familie. Doch Richards Sohn Rick hat Zweifel an der Amnesie – und dreht einen Film.

VON CHRISTINE RITZENHOFF

Auch wenn das Bild etwas körnig ist, man erkennt sofort: Da sitzen Vater und Sohn nebeneinander. Das gleiche scheue Lächeln, das gleiche schmale Gesicht, die gleiche hagere Statur. Es ist 1990 und Sommer in Kalifornien, als sich Richard Minnich und sein Sohn Rick ein wenig unsicher auf den Zaun hinterm Haus hocken. Zwei Monate haben sie einander nicht gesehen, seit Ricks College-Abschluss und seinem Umzug von New York nach Berlin. Doch das ist nicht der Grund, warum sie kaum wagen, einander anzusehen. Es liegt daran, dass Richard seinen Sohn nicht voller Wiedersehensfreude in die Arme geschlossen hat, sondern ihm reserviert die Hand gab. Mit den Worten: „Du musst mein Sohn Rick sein. Meine Frau hat mir ein Foto von dir gezeigt.“

Rick Minnich blickt auf seinen halbvollen Milchkaffee, als er von dem Moment auf dem Zaun erzählt, und lächelt ein wenig schief. Es ist 2010 und einer der ersten milden Tage des Jahres in Berlin, am Spielplatz gegenüber schaukeln Eltern ihre Kinder. Rick, der gebürtige Kalifornier und seit fast zwei Jahrzehnten Wahlberliner, wohnt mit seiner Frau, die er seit dem Filmstudium in Potsdam kennt, und fünf Kindern nur zwei Minuten entfernt. Der mittlerweile vierundvierzigjährige Filmemacher sieht noch immer aus wie der 23-Jahre alte Rick auf dem Zaun; nur die Schläfen sind ergraut, das Gesicht allenfalls um ein, zwei Falten reicher. Doch Rick ähnelt so sehr denn je seinem Vater, der im Mai 1990, eine Woche nach Ricks Abschlussfeier, einen eigentlich harmlosen Auffahrunfall hatte – und eine Woche später sein Gedächtnis verlor. Weder wusste er, wer er ist, noch, wer seine Frau und Kinder sind. Plötzlich fragte er sich: Wie funktioniert der Anrufbeantworter? Wie rechnet man 20 durch 5? Und was habe ich in den vergangenen 45 Jahren gemacht? Rechnen kann Richard Minnich wieder, auch das Telefon betätigen. Aber die ersten viereinhalb Dekaden seines Leben sind ausgelöscht geblieben. Bis heute. Angeblich.

„Ich weiß nicht, warum ich anfangs, Dad zu filmen“, sagt Rick Minnich, der die Szene auf dem Zaun mit einer kleinen Kamera aufnahm, weil das, was da gerade passierte, so surreal war. „Meine Schwestern hatten ihn da schon getroffen und mich vorgewarnt. Als er mich wirklich nicht erkannte, habe ich geschluckt und so getan, als ob nichts wäre, habe so einen Schutzwall um mich aufgebaut.“ Einen Schutzwall, den Rick Minnich jetzt niederreißt: „Forgetting Dad“ heißt sein Dokumentarfilm, der am 3. Juni in ausgewählte Kinos kommt und der schon auf Filmfestivals in der ganzen Welt lief. Ein Film, der spannend und sensibel zugleich Richard Minnichs Amnesie hinterfragt. Eine Amnesie, gegen die Richard, gelernter IT-Experte,

„Es hat zehn Jahre gedauert, bis ich mich bewusst dazu entschied, daraus einen Film zu machen“, sagt Rick heute. „Ich fand's komisch, dass sein Gedächtnis nicht zurückkam. Mein Dad hat sich mehr und mehr in sein neues Leben eingelebt, und ich hatte das Gefühl, dass er sich für seine Vergangenheit nicht mehr wirklich interessiert.“ Ernsthaft stutzig wurde Rick bei der Abschlussfeier seines jüngsten Halbbruders Matt. Als er sich das erste Mal seit zehn Jahren mit seiner Stiefmutter zusammensetzte, sie ihm „Geschichten erzählte, die allem widersprochen haben, was mein Vater mir jahrelang weisgemacht hat“. Dass sich beim Unfall gar nicht der Metallstift der Kopfstütze in seinen Kopf bohrte, sondern beide, Lore-



„Ich musste das tun, um im Leben weiterzukommen“: Rick Minnich hat mit „Forgetting Dad“ einen Film über seinen Vater gedreht, der sich der Vergangenheit verzweigert.

Fotos Verleih

ta und Richard, bis auf kleine Prellungen unverletzt geblieben sind. Und es noch Tage dauerte, bis sein Vater plötzlich Kopfschmerzen bekam, nicht mehr wusste, wie die Mikrowelle funktioniert, und schließlich sein Gedächtnis ganz verlor. „Da dachte ich: Wem soll ich glauben?“, sagt Rick heute. Als er 2006 mit seiner Debüt-Dokumentation „Homemade Hillbilly Jam“ von Filmfestival zu Filmfestival reiste, besuchte er mit Co-Produzent Matt Sweetwood seine Mutter Karen in Missouri. Fragte nach Dad und schaltete die Kamera an. Was er damals erstmals zu dem Thema drehte, ist jetzt Teil von „Forgetting Dad“ – wie Karen ihm lange Briefe zeigt, die ihr Ex-Mann nach dem Unfall geschrieben hat und in denen steht: „Ich lerne gerade mühsam Worte schreiben.“ Wie kann das sein? Rick fliegt wenige Monate später wieder hin, mit größerer Kamera und mehr Terminen: bei Ärzten, Ex-Kollegen seines Vaters, seiner Tante Pam, seinen eigenen Geschwistern, der Großmutter, Richards zweiter Ehefrau.

„Die Geschichten widersprachen allem, was mein Vater mir jahrelang erzählt hat.“

Was als Geschichte einer (unmöglichen) Genesung begann, wurde zur Geschichte einer Familie. „Forgetting Dad“: eine Familientragedie, in der Ricks Halbbruder Justin notgedrungen die Erziehung seines kleinen Bruders Matt übernahm. Mit acht. Mit 13 nahm er die ersten Drogen, heute ist er heroïnabhängig, hat gerade wieder seinen Job als Koch verloren. Eine Tragödie, in der Richard seine zweite Frau Loretta erst verdächtigte, ihm Böses zu wollen, und nach drei Jahren ganz sitzenließ. In der Richards Schwester Pam zögerlich sagt, die Situation jetzt sei „schlimmer, als wenn Richard gestorben wäre“. Eine Tragödie, in der Richards Stiefsohn, Stiefochter und seine erste Frau Karen die Variante

Amnesie einfach nicht glauben mögen. Und sagen: „Richard will nur Aufmerksamkeit.“ Denn, das erzählt „Forgetting Dad“ auch, die Ärzte sind sich von Beginn an einig: Wenn Richard wirklich will, wird er sich erinnern. Nach zwei, spätestens drei Jahren und mit der Hilfe von Psychotherapie, Antidepressiva und familiärer Zuwendung. Seine Amnesie sei nämlich rein psychisch, eine „post-traumatische Belastungsstörung“, etwas, das Kriegssopfer oft erleiden, aber (so stand es in Minnichs medizinischen Unterlagen) „in friedlichen Zeiten sehr selten“ sei. Und in seinem Fall hieß: Gedächtnisverlust, weil seine Lebenssituation für ihn unerträglich geworden war.

Es war ein Schock für die Familie. Die erfuhr erst von der Diagnose, als Rick für seinen Film auch vor Gericht nachfragte, Zugang zu den Prozessakten des Unfalls bekam. „Schon bevor ich die Berichte gelesen hatte, habe ich überlegt, was in den Jahren davor in Dads Leben wohl genau passiert war“, sagt Rick Minnich. Und warum sich Richard bei seiner Abschlussfeier, eine Woche vor dem Unfall, kein Hotelzim-

mer leisten konnte und auf Ricks Fußboden übernachtete. Die Lösung: Sein Vater war damals pleite, hatte außer dem Haus durch die „Savings and Loans“-Krise Mitte der achtziger Jahre alles verloren. Nur: Kann das jemanden so unter Druck setzen, dass er sein ganzes Leben einfach vergisst? Oder hat das Gehirn doch physisch unter dem Aufprall gelitten? „Ich glaube, dass die Wahrheit irgendwo dazwischenliegt“, sagt Rick. Er vermutet, die medizinische Technik sei damals nicht weit genug für einen Fall wie den seines Vaters gewesen. Wichtiger sei für ihn ohnehin eine andere Frage, mit der auch sein Film beginnt: „Wenn dein Vater sich nicht mehr an dich erinnert, hörst er dann auf, dein Vater zu sein?“

Rick lässt die Frage nicht mehr los. Als er vor zwei Jahren mit allen gesprochen hat, nur noch wenige Tage bis zum Rückflug nach Deutschland blieben und er noch einmal seinen Halbbruder Justin besucht, beschließen beide: Wir müssen Dad mit unseren Zweifeln konfrontieren. Müssen ihm sagen, wie es uns damit geht. Die Brüder und Matt Sweetwood fahren damals



Vor der Amnesie: Richard und Rick Minnich im Mai 1990

zwanzig Stunden zu Richards neuem Wohnort, nervös, ängstlich. Und treffen auf einen alten, kranken Mann. „Wir hatten das Gefühl, dass er eh schon am Boden liegt, warum sollten wir ihn jetzt noch treten? Man muss an bestimmten Punkten im Leben wohl damit zu-rechtkommen, dass man auf manche Fragen keine Antworten erhält“, sagt Rick Minnich, während er mit schiefem Lächeln in die Berliner Frühlingssonne blinzelt. Seinem Vater habe er damals nur eine Frage gestellt: „Wolltest du nie deine Erinnerung zurück?“ Richards Antwort: „Darüber denke ich nie nach.“ Seither hat sein Vater den Kontakt abgebrochen.

Rick ist trotzdem glücklich, sagt er. Darüber, dass seine große, zerstreute Familie zusammengewachsen ist über die Dreharbeiten. Dass er jetzt oft seiner Stiefschwester Laura E-Mails schreibt, mit den Halbbrüdern die gemeinsame Oma besucht und sich den Film mit Schwestern und Stiefmutter angeschaut hat, bis sich am Ende alle in den Armen lagen. Er ist froh, dass die zwei Jahre vorbei sind, in denen er oft deprimiert im Schnitt-raum saß, unfähig, sich schon wieder die Bilder seiner Familietragödie anzusehen. Und er ist „froh, nicht mehr jeden Tag über Dad nachdenken zu müssen. Denn ich liebe ihn natürlich immer noch, das Gefühl geht ja nicht weg.“ Er bekomme immer mehr Distanz zu dem Thema, sei ruhiger geworden, ausgeglichener. „Ich musste das tun, um im Leben weiterzukommen, die Welt wieder leichter zu sehen. Nachdem ich fast ein Jahr mit ‚Forgetting Dad‘ rumger-eist bin, denke ich jetzt, es ist Zeit für etwas Neues. Etwas, das nichts mit meiner Familie zu tun hat.“ Er lächelt zaghaft. „Es sei denn, mein Vater packt plötzlich aus. Ich rechne allerdings nicht mehr damit.“

Bürger an die Front

Uwe Amrhein sagt, wie sich durch Engagement die Welt verändern lässt.

Herr Amrhein, Ihre Stiftung vernetzt Bürgerprojekte. Macht sich die Krise bei Ihnen bemerkbar?

Generell tun sich Leute, die über ein gutes, gesichertes Einkommen verfügen, leichter, sich individuell sozial zu engagieren. Wir beobachten derzeit aber, dass sich das ändert. Der Einzelne ist immer stärker gefragt, das Selbstunternehmertum gewinnt an Bedeutung. Es gibt deshalb immer mehr Menschen, die auch aus der Arbeitslosigkeit heraus etwas unternehmen. Und ich glaube, wenn der Einzelne selbstständig denkt beim Verdienen seines Lebensunterhaltes, dann wird er das auch tun, wenn es um die Gestaltung seines gesellschaftlichen Umfeldes geht.

Welche Rolle spielt dabei die Stiftung Bürgermut?

Unser Weg ist es, mal zu schauen: Was können Bürger in eigener Regie, mit eigener Kreativität leisten, und wie schaffen wir es, diese bürgerschaftlichen Innovationen stärker zu systematisieren? Wir wollen dazu beitragen, die Ideen der gesellschaftlichen Praktiker nicht nur lokal wirken zu lassen, sondern bekannt und damit übertragbar zu machen. Seit einem Jahr bieten wir mit www.weltbeweger.de einen Marktplatz für Projekte, für Ideen und für bürgerschaftliche Kreativität, eine Art Datenbank an Know-how und zugleich ein soziales Netzwerk, in dem sich die Leute austauschen können.

Kleine Projekte auf lokaler Ebene können die Welt bewegen?

Ja sicher, indem sie wachsen und weitergetragen werden. Nehmen wir als Beispiel ein Dorf im hessischen Spessart, mit 160 Haushalten: Da haben die Bürgerinnen und Bürger eine Genossenschaft gegründet und ihre Energieversorgung autark gemacht. Jetzt könnte man sagen: Schön, die sind nicht mehr abhängig vom Öl und haben möglicherweise auch noch ein paar Tonnen CO₂-Ausstoß vermieden. Tatsächlich geht es um viel mehr.



Foto Stiftung Bürgermut

Denn solche Projekte zeigen: Wir machen hier was, wir schaffen uns selbst eine Perspektive – was in der Politik niemand bewältigen würde.

Es kommt also darauf an, die Leute dazu zu bringen, anzufangen? Das ist genau der Effekt, den wir häufig beobachten: dass Leute sich engagieren, um ein lokales, sich ihnen in ihrem Lebensumfeld stellendes Problem zu lösen. Sie wollen nicht, dass ihre Bibliothek schließt oder dass das Schwimmbad zu-macht. Sie haben erst mal nur dieses Problem und dessen Lösung im Auge, aber in der Arbeit entdecken sie das bürgerschaftliche Engagement als Wert an sich; sie stellen fest, dass es sich lohnt.

Macht es diese Entwicklung dem Staat nicht sehr leicht, sich aus der Verantwortung zu ziehen?

Das kommt darauf an, wie wir Engagement definieren. Wir alle kennen die gutgemeinten Sonntagsreden von Bürgermeistern und Landräten, wenn engagierte Leute geehrt werden. Da hört man immer wieder den gleichen Satz: „Wenn es euch nicht gäbe, wäre das Gemeinwesen überhaupt nicht mehr zu finanzieren!“ Das ist gut gemeint, aber total kontraproduktiv. Denn: Es wertet das bürgerschaftliche Engagement ab, der Bürger wird zum Erfüllungshelfen des Staates deklariert. Der Staat muss aber sagen: Bürger, wir brauchen dich auch als wertvollen, geschätzten Ratgeber. Da fängt Partizipation an. Die entscheidende Frage wird sein: Schaffen es etablierte Systeme – die Politik, aber auch Gewerkschaften, Kirchen, Wohlfahrtsverbände –, den Alleingestaltungsanspruch aufzugeben und Bürger systematisch als Gestalter und Entscheider mit einzubeziehen. Daran wird es sich weisen, wie die Zivilgesellschaft in zwanzig, dreißig Jahren aussieht. *rema*

MANIEREN

VON SASCHA ZOSKE

Voller Leid ist die gemeinsame Geschichte von Hells Angels und Bandidos. Nicht genug damit, dass beide Motorradklubs sich ständig des Vorwurfs erwehren müssen, ihr wahres Vereinsziel sei die Förderung kommerzieller Kriminalität – beinahe hätten sie sich auch noch in ebenso blutigen wie sinnlosen Revierstreitigkeiten aufgeführt.

Glücklicherweise kam es nun in Hannover zu einer Begegnung, die darauf hoffen lässt, dass Banditen und Höllenengel zu einem ähnlich entspannten Nebeneinander finden wie Lions und Rotarier. Frank H. und Peter M., Spitzenfunktionäre ihrer Organisationen, gelobten in Gegenwart eines Anwalts, sich fortan in friedlicher Koexistenz zu üben. Beide Vereinigungen werden die Territorien des an-



Ehrenwort: Hells Angels und Bandidos haben sich jetzt lieb.

Foto dpa

deren respektieren und darauf verzichten, Anhänger der Gegenseite von der Überlegenheit ihres eigenen Wirtschaftssystems zu überzeugen.

Wie absurd die lange zelebrierte Feindschaft war, muss Herrn H. und Herrn M. sofort aufgegangen sein, als sie einander gegenüberstanden: Die Chefunterhändler wirken wie bei der Geburt getrennte Zwillinge, die allein das rätselhafte Walten des Schicksals in verschiedene Kutten gezwängt hat. Entsprechend brüderlich fiel der Händedruck aus, der Hoffnung macht auf eine Zukunft ohne Rockerkriege. An ihrer Erfahrung in gewaltfreier Konfliktlösung lassen die Friedensfreunde gerne auch die Jugend teilhaben: Beide können von sofort an für Auftritte in Hauptschulklassen gebucht werden.

BITTE NICHT WEITERSAGEN



Der kanadische Pop-Pennäler Justin Bieber wird zwar vom Rap-Rabauken Usher produziert, wirkt aber mit seinem bleichen Gesicht, der Föhnfrisur und der hellen Stimme so harmlos wie ein Dackelwelp. Dass das kanadische Wunderkind mit 16 Jahren schon die Allüren eines Profis hat, der zwanzig Jahre im Geschäft ist, hat er offenbar bei einer australischen Fernsehshow bewiesen. Der Moderator der Sendung, David Koch, berichtete, dass Bieber sehr nett gewesen sei, aber als ein Aufnahmeleiter ihn zum Auftritt begleiten wollte, habe Bieber

geschrien: „Fass mich nicht noch mal an.“ Das unterstrich er wütend mit dem F-Wort. Koch, der den Vorfall in dieser Woche einem australischen Radiosender petzte, muss nun allerdings den blanken Hass der meist minderjährigen Bieber-Fans ertragen, die ihn auf diversen Internetseiten auf die Liste der am meisten gehassten Menschen setzten. Bieber kommentierte den Vorfall in Twitter: „Wenn ich Gerüchte von Erwachsenen höre, die nichts weiter als Lügen sind, muss ich das als Teil meines Jobs sehen.“ Auch der deutsche Sender Pro Sieben erlebte die geballte Macht der deutschen „Beliebers“, wie sich die Fans des Sängers nennen. Nachdem in der Sendung „taff“ spöttisch über Bieber berichtet wurde, riefen die Fans via Twitter zum Boykott von Pro Sieben auf. *ipp*